

GRETE WEIL

Der
Weg zur
Grenze

Roman C.H.Beck



Grete Weil

DER WEG ZUR GRENZE

Roman

Herausgegeben und mit einem
Nachwort von Ingvild Richardsen

C.H.Beck

Zum Buch

«Der Weg zur Grenze», 1944/45 im Amsterdamer Versteck der verfolgten deutschen Schriftstellerin Grete Weil entstanden, ist nicht nur der erste Roman der jüdischen Autorin. Er ist bisher nie erschienen und seine Veröffentlichung jetzt ist eine echte Entdeckung.

Im Kern erzählt der Roman, fiktionalisiert und aus dem Autobiografischen ins Exemplarische gehoben, die Liebesgeschichte von Grete Weil und ihrem 1941 im KZ Mauthausen ermordeten Mann Edgar Weil. Er ist außerdem eine Fluchtgeschichte und die Geschichte der Politisierung in einem gebildeten, bürgerlich und kulturell politikfernen

Milieu und eine einzigartige Beschreibung der Veränderungen im Alltag, in den Familien und Institutionen seit der Machtergreifung der Nazis 1933.

Die Haupterzählung, zugleich Rahmengeschichte, spielt 1936 und handelt von der Flucht der jungen, jüdischen Münchnerin Monika Merton, deren Mann bereits im KZ Dachau getötet worden ist. Da inzwischen auch sie von der Gestapo gesucht wird, macht sie sich, zuletzt zu Fuß und auf Skiern, auf den Weg über die Grenze nach Österreich. Durch Zufall begleitet sie ein junger Bekannter, der Lyriker Andreas von Cornides. Ihm erzählt sie ihre Geschichte: Szenen ihres Lebens in München und im aufgewühlten, rasanten und aufgeheizten Berlin Anfang der Dreißigerjahre, von ihrer Liebe zu ihrem Cousin Klaus, der Ehe, von Reisen und Krisen und der Arbeit an einer alternativen, ländlichen Schule in Bayern, bis die

Machtergreifung der Nazis und der wachsende Antisemitismus allem ein Ende bereiten.

Ein bedeutendes, zum ersten Mal zugänglich gemachtes Werk der deutschen Literatur, eindrücklich und bewegend, klug und hellichtig.

Über die Autoren

Grete Weil (1906–1999) machte nach ihrem Studium der Germanistik in München eine Lehre als Fotografin. 1935 folgte sie ihrem Mann Edgar Weil ins Exil nach Amsterdam, wo sie ein Fotostudio übernahm, nach der Besetzung der Niederlande durch die Deutschen einerseits für den Judenrat arbeitete, andererseits die antifaschistische «Hollandgruppe Freies Deutschland» mit aufbaute. Nach dem Ende der NS-Herrschaft lebte sie in der Bundesrepublik und widmete ihr literarisches Werk vor allem der Erinnerung an die Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden und ihrer Vorgeschichte. Sie veröffentlichte u.a. «Tramhalte Beethovenstraat» (1963/2021), «Meine Schwester Antigone» (1980), «Ans Ende der Welt» (1989/2022) und «Leb denn ich, wenn andere leben» (1998). Sie wurde u.a. mit dem Tukan-Preis der Stadt München, dem Geschwister-Scholl-Preis, der Carl-Zuckmayer-Medaille und dem Bayerischen Verdienstorden ausgezeichnet. Ihr veröffentlichtes Werk wird derzeit im Verlag «Das Kulturelle Gedächtnis» neu aufgelegt.

Ingvild Richardsen ist Literaturwissenschaftlerin und forscht über die Frauenbewegungen und vergessenen Autorinnen des 19. und 20. Jahrhunderts, jüdisches Erbe und NS-Zeit. Sie lehrt und forscht an der Universität Augsburg und veröffentlichte zuletzt den Band «Leidenschaftliche Herzen, feurige Seelen. Wie Frauen die Welt veränderten» (2019).

Inhalt

MONIKA.

I.

II.

III.

KLAUS.

I.

1.

2.

3.

II.

1.

2.

3.

III.

1.

2.

IV.

1.

V.

1.

2.

3.

VI.

1.

2.

3.

VII.

1.

2.

3.

ANDREAS.

1.

2.

3.

Editorische Notiz

Nachwort

I. Auf den Spuren von Grete Weil

Kindheit und Jugend in München und am Tegernsee

Inflation und Putschversuch von Hitler 1923

Liebe und Heirat – Aus Grete Dispeker wird Grete Weil

Machtergreifung durch die Nationalsozialisten

Geplante Emigration nach Amsterdam

Zur Bedeutung Hollands als Exilort

Ankunft in Amsterdam

Fotoatelier und Wohnung in der Beethovenstraat 48 III
(1935–1941)

1940 – In der Falle

1941: Edgar Weils Deportation ins KZ Mauthausen

1942 Widerstand – Kampf um das eigene Leben

1943 Abtauchen in den Untergrund

Die Widerstandsgruppe Hollandgruppe Freies Deutschland

Die Marionettenbühne «Gefesselt Theater»

Winter 1944: «Der Weg zur Grenze»

II. Zu Grete Weils Bedeutung als Schriftstellerin und zu Der Weg zur Grenze

Danksagung

Korrigierte Niederschrift der Gespräche mit Herrn Herbert Meyer-Ricard in Blaricum, 6.–9. Mai 1981

«Das gefesselte Theater. Das Marionettentheater der Hollandgruppe spielt für Untergetauchte»

Mitgliederliste der «Hollandgruppe Freies Deutschland»

Bildnachweis

Literaturverzeichnis

I. Quellen

II. Forschungsliteratur

Fußnoten

Edgar Weil.

ermordet am 17. September 1941
im Konzentrationslager Mauthausen.

«Vergib mir.

Ich tat,

Was Gott allein zu tun geziemt:

Nahm deine Hand für meine Hand,

Dein Herz für meines.»

Klabund.

MONIKA.

I.

«In der Heimat, in der Heimat, da gibts ein Wiedersehn», sangen die Burschen und Mädchen zur Begleitung von zwei Mundharmonikas und einer Laute. Es war in einem Skizug, der im späten Februar des Jahres 1936 von München aus ins bayerische Oberland fuhr. Die Instrumente hatten sich zufällig zusammengefunden; ein großer, sommersprossiger Junge in SA-Uniform gab die Texte an, und fast alle stimmten mit ein und sangen sich die Müdigkeit der verkürzten oder durchtanzten Faschingsnacht vom Leibe. Schmetternd und fröhlich verkündeten die jungen Sänger, dass sie Frankreich siegreich schlagen wollten, dass das Morgenrot zum frühen Tode leuchte und dass ihnen heute Deutschland, morgen jedoch die ganze Welt gehöre.

Schweigend, völlig unbeteiligt am Treiben der anderen saßen sich Monika Merton und Andreas von Cornides gegenüber. Sie hatten sich zu diesem Sonntagsausflug nicht verabredet; erst auf dem Bahnsteig, als Andreas am Zuge entlang irrend, langsam einsah, dass er die Freunde, von denen er zu der kleinen Bergtour aufgefordert war, nicht finden würde – wahrscheinlich hatte er Zeit und Ort verwirrt, er konnte so etwas nie behalten –, traf er auf Monika, die auch jemanden zu suchen schien, denn sie blickte nervös und hastiger, als es sonst ihre Art war, den Menschen ins Gesicht.

Er kannte sie nur ganz flüchtig, zwei oder dreimal war er ihr im Hause von Baron Freiberg, einem melancholischen und etwas närrischen Mäcen, begegnet, und wenn er sie jetzt erfreut anrief, dann geschah es, weil er sich verlassen vorkam und die sportliche Unternehmung, zu der ihn nichts drängte als unbestimmte Neugier, schon längst verwünschte. Warum nur war er auf die unglückselige Idee verfallen, sich in der Morgendämmerung eines kalten Wintertages hier auf dem Bahnhof herumzutreiben, anstatt, ausgeschlafen nach Bad und Frühstück, die stillen Stunden des Vormittags zur Arbeit zu nutzen?

Monika zuckte zusammen, als sie ihren Namen hörte, und wollte mit schnellem Gruß vorübergehen; aber Andreas ließ nicht locker, mit ungewöhnlicher Hartnäckigkeit, die wenig zu seiner knabenhaften Scheu passte, fragte er, neben ihr herlaufend, ob sie gleich ihm allein sei und ob sie sich nicht zusammmentun wollten. Sie sah ihn, nach kurzem Zögern, mit einem merkwürdig spottenden Blick aus grauen, zusammengekniffenen Augen an, murmelte, als spräche sie eine Zauberformel «Andreas von Cornides» vor sich hin, nickte ein paarmal wie zur Bestätigung mit dem Kopf und sagte endlich, dass sie ein Stück des Weges gemeinsam machen könnten, wobei es freilich ganz unklar blieb, ob sie seine Gesellschaft auch noch nach der Bahnfahrt wünschte.

Vorerst saßen sie sich jedenfalls gegenüber, wenn Andreas auch mit leichtem Ärger feststellen musste, dass von Geselligkeit nicht viel die Rede war. Starr, wie unter einer Maske des Schmerzes, blickte die Frau zum Fenster hinaus, und nur wenn sie ihn in seltenen Momenten ansah, ging ein Lächeln über ihr schmales Gesicht, so als wollte sie ihn für ihre Schweigsamkeit um Verzeihung bitten.

Andreas schälte mit langen, spinnendünnen Fingern eine Orange und schob Monika die sorgfältig zerlegte Frucht hin. Zerstreut nahm sie zwei Scheiben und steckte sie gierig in den Mund.

Was ist mit ihr los, überlegte der Junge, warum schweigt sie mich an, als könnte sie nicht bis drei zählen? Dabei hat sie ein verteufelt gescheites Gesicht, nur schrecklich hochmütig, aber das wird wohl Schüchternheit sein. Eigentlich sieht sie aus wie eine ägyptische Königin. Ob ich ihr das sagen soll? Vielleicht freut sie sich darüber und ist nicht mehr so traurig. Sie muss ein gutes Stück älter sein als ich, so um die dreißig herum. Sieben Jahre, das ist nicht einmal viel, aber möglicherweise sind es auch mehr, sie ist ja schon grau an den Schläfen. Die Schatten unter den Augen können nicht vom Alter kommen, eher von schlechtem Schlaf. Und sie hat nichts getan, um das zu verwischen, ist kein bisschen zurechtgemacht und sieht überhaupt etwas vernachlässigt aus, die Nägel könnten gepflegter sein, man läuft doch nicht am Sonntagmorgen mit schwarzen Rändern herum. Noch dazu, wenn man einen so auffallenden Ring trägt, ein antikes Siegel, wenn mich nicht alles täuscht; das eingeritzte Bild ist in dem dunkelroten Stein schlecht zu erkennen, scheint aber eine geflügelte Göttin oder so etwas Ähnliches zu sein. Übrigens sind Zeige- und Mittelfinger braun von Nikotin. Das ist hässlich, sie sollte Geschmack genug haben, um das selbst zu wissen.

Trotzdem gefällt sie mir gut, sehr gut sogar, und ihre Augen zum Beispiel sind außerordentlich schön.

So weit war Andreas in seiner Betrachtung gekommen, als Monika ihm eine Zigarette anbot und dabei ohne allzuviel Interesse fragte:

«Erscheint bald Neues von Ihnen?»

Er schüttelte den Kopf.

«Manches entsteht. Aber es ist eine schlechte Zeit. Meine Doktorarbeit muss fertig werden. Das frisst mich auf.»

Voll Angst, das Gespräch könne wieder abreißen, überwand er seine Schüchternheit.

«Haben Sie meine Gedichte gelesen?»

«Ja.»

Nichts weiter. Keine Ablehnung und keine Zustimmung. Man hatte Andreas verwöhnt, umschmeichelt, ihn zum Hätschelkind eines sehr kultivierten Kreises gemacht, es gab enthusiastische Jünger, die seine Begabung in die Höhe Rilkes, Georges und Hofmannsthals hoben, nach dem ersten schmalen Band Gedichte, der von ihm erschienen war. Seitdem er in München lebte, schlürfte er in der kompromisslosen, harten Atmosphäre einer preußischen Offiziersfamilie Aufgewachsene wie ein Betrunkener die größere Freiheit, das Zärtlichsein des südlichen Menschen. Kühle Gleichgültigkeit konnte er nicht mehr ertragen. Er wünschte sich ungeduldig und verlangend die Bestätigung durch diese Frau. Es war doch nicht möglich, so auszusehen und weiter nichts zu sagen zu haben als dies dumme Ja, wie ein Kind in der Schule, ein Rekrut auf dem Exerzierplatz. Gut, sie kannte seine Gedichte – nahm man diese denn hin wie eine Selbstverständlichkeit und nicht wie eine Gabe, die ihn ja genug Tränen und Qualen und Stürme der Freude gekostet hatte? Oder besaß sie kein Empfangsorgan für Gedichte, war sie unlyrisch, wie manche Menschen unmusikalisch sind, oder unbegabt dafür, Farbe und Form zu sehen?

Mit zusammengezogenen Brauen grübelte er diesem Problem nach. Sonderbar, dass Menschen bestehen konnten, denen sich Worte niemals zum Rhythmus fügten, und sonderbarer noch, dass sie den Rhythmus der anderen nicht begriffen.

Er wäre erstaunt, gerührt und erschüttert gewesen, hätte er gewusst, dass Monika sich zu dem stoßenden Takt der Räder seine Verse sprach. Sie tat das nicht allein darum, weil sie seine Gedichte liebte und durch manches seiner Worte, die Leben und Tod als das große Ganze gemeinsam verherrlichten, im letzten Jahr Tröstung gefunden hatte; sie wollte nicht denken, sich nicht ins Bewusstsein kommen lassen, dass diese Fahrt wieder ein Abschied war, ein endgültiger, bei dem sie alles, was sie noch liebte, auf immer von sich warf. Auch fühlte sie, von dem Augenblick, in dem sie, Andreas'

Namen murmelnd, beschlossen hatte, seine Begleitung zuzulassen, einen wilden Triumph darüber, dass ihr dies Land Deutschland, Fluch und Gnade, noch einmal, zum letztenmal, einen seiner Besten als Kameraden gab, und während ihr Blick müde über die weiten beschneiten Wiesen ging, hier und da einen Baum, ein Haus grüßend, vertraut und gekannt, während die Sonne an einem dunkelblauen, föhnverheißenden Himmel aufging und der Schnee von den Tannen taute, beschloss Monika, dass, bevor sie sich trennten, Andreas ihre Geschichte erfahren sollte, denn auf Wissen kam es an, jetzt mehr als jemals zuvor. Sie hatte ihn nicht gesucht, aber es war gut so, dass sie diesen letzten Weg in die Einsamkeit nicht ganz allein zu gehen brauchte. Vielleicht – es war nicht mehr als der Schimmer einer Hoffnung – würde Andreas es verstehen und weitertragen.

Er war noch fast ein Kind, aber schon zeichnete sich in seinem hageren Gesicht mit der weißen, dünnen Haut, durch welche die Adern schimmerten, das Vergehen an. Um den geschlängelten Mund, unter den dunklen, tiefliegenden Augen zogen sich reichverzweigt Falten und Fältchen; jung und versöhnend wölbte sich darüber der goldne Helm des feingespinnenen Haares.

Ich werde dich aus deiner Ruhe reißen, dachte Monika, dass dir Hören und Sehen vergeht. Du bildest dir ein, die Welt zu kennen, weil du sie mit deinen Künstlernerven fühlst, aber, mein Lieber, das reicht nicht aus, das ist zu wenig, das ist ein tödlicher Luxus, dem auch ich früher ergeben war. Hast du vielleicht einmal über das unentrinnbare Schicksal von denen nachgedacht, die als Kulis geboren sind, weißt du etwas von den Methoden, mit denen man sie zahm erhält? Plagen dich die Gedanken an Mord und Folter, hat man dir Kameraden von der Seite weg niedergeschossen, ist dir je in das Schwingen deiner Verse ein eingeseifter Strick erschienen, den man den zart von dir besungenen Mädchen um den Hals legt?

Denkst du, wenn du von Frühverstorbenen schreibst, an die Gequälten, die Ermordeten in den Konzentrationslagern? Hast du schon einmal von Dachau gehört? Das ist gar nicht sehr weit von hier, aber du bist ja taub gegen die Schmerzensschreie, ebenso taub wie die andern alle. Sag nicht, dass du sie hörst. Denn wenn du um dies alles wüsstest und es hinnehmen würdest, ohne zur Waffe zu greifen, dann, Andreas, ist es nicht weit her mit deiner Menschlichkeit, auf die du wahrscheinlich so stolz bist wie jeder Schaffende.

Meine Worte werden schlechte Musik zu deinen Versen sein. Trotzdem will ich die Verantwortung tragen.

Um ihren Mund lag ein harter Zug.

Ich könnte dich schonen, dich wegschicken mit unfreundlichem Wort, dir den Sonntag verderben und dich vor dieser Gefahr, die dich tausendfach bedroht, retten. Aber, Andreas, du musst begreifen, Menschen, die ihr Gut auf nichts gestellt haben, die im finsternen Loch des Schmerzes hausen, wollen nicht retten. Nicht mehr.

Mit lautem Pfeifen überquerte der Zug die Straße, rechts unten lag grau und vor Kälte dampfend, der See.

«Hier bin ich zu Hause», sagte Monika, «oder vielleicht ist es richtiger zu sagen: Hier war ich zu Hause.»

Auf Andreas' erstaunten Blick fuhr sie fort:

«Dort am anderen Ende des Sees steht ein Haus, in dem bin ich geboren. Es ist leer und verlassen jetzt, und ich gehe heute in einem großen Bogen darum herum. Aber Sie sehen, es zieht mich immer noch in die Berge, von denen ich als Kind fest überzeugt war, dass sie mir und niemand anderem gehörten. Dieser da ist unser Ziel.»

Sie wies mit der Hand auf einen langgestreckten, vielfach gebuckelten Grat, der sehr entfernt das Tal abschloss.

«Mein Gott, warum denn gleich so weit?», fragte Andreas, dessen Mut zu sinken begann.

Und er versuchte zu scherzen:

«Die Berge hier in der Nähe sind doch auch ganz schön.»

«Schön sind sie, sicherlich», sagte Monika ironisch, «aber dieser eine ist außerdem auch nützlich. Über seinen Kamm läuft die Grenze, dort hinter den Kuppen beginnt ein anderes Land.»

II.

Weiter sagte sie nichts. Andreas getraute sich nicht zu fragen, was sie in diesem andern Lande zu suchen hatte, das zu betreten schon seit drei Jahren von staatswegen her verboten war. Er betrachtete neugierig ihren großen Rucksack, der, nur halb vollgepackt, ihn vermuten ließ, sie wolle Schmuggelware von drüben herüber holen.

Da habe ich mich auf ein schönes Abenteuer eingelassen, sagte er zu sich selbst und fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg. Zu gleicher Zeit gedachte er nicht ohne Wehmut des Andreas Gryphius und seiner barock verschlungenen Verskunst, die das Thema der Doktorarbeit war, welche er heute so schmäglich im Stich gelassen hatte.

Immerhin war er jung genug, dass ihn Geheimnisvolles reizte, und er zögerte keinen Augenblick, Monika auf ihren verdächtigen Wegen zu begleiten.

Sie verließen den Zug an der Endhaltestelle und blieben gleich manchen andern Reisegefährten auf dem kleinen Bahnhofsplatz stehen, dort, wo die Schlitten und Autos parkten, um Rucksäcke, Skier und Stöcke in gute Ordnung zu bringen.

Monika war sehr schnell mit diesen Handgriffen fertig, sie lehnte sich wartend an ihre Skier, wie ein Krieger, der sich auf den Speer stützt vor der Schlacht mit ernstem und gesammeltem Gesicht.

Als Andreas aber ungeschickt und täppisch noch immer nicht zu Rande kam, sah sie mit einem misstrauischen Blick zu ihm hin und fragte scharf:

«Können Sie überhaupt skilaufen?»

«Ein wenig. Sehr weit ist es allerdings mit meiner Kunst nicht her.»

«Hören Sie, Andreas, es wäre das Gescheiteste, Sie blieben zurück.»

Ihre Stimme klang auf einmal weich und besorgt.

Er schüttelte nur den Kopf.

«Doch», sagte sie fast beschwörend, «gehen Sie dort hinauf auf die Übungswiesen und lassen Sie sich durch meine Gewalttouren den Tag nicht verderben.»

«Wollen Sie lieber allein sein?»

«Das nicht.»

«Dann kommen Sie. Wir müssen uns eilen, oder das Postauto fährt uns davon.»

Sie errötete stark.

«Lassen Sie es fortfahren. Wir dürfen es doch nicht gebrauchen.»

«Sie wollen laufen? Den ganzen weiten Weg?»

Jetzt musste sie über sein Entsetzen lachen.

«Es ist nicht so schlimm. Nach drei Stunden können wir steigen.»

Vielleicht hat sie kein Geld, überlegte Andreas. Kann ich sie fragen, ihr welches anbieten? Es ist doch vollkommen übergeschnappt, vor einer Bergtour drei Stunden im Tal zu laufen. Bei alledem erscheint es mir überhaupt sehr fraglich, ob wir heute Abend zurück sein können. Noch einen Arbeitstag zu verlieren wäre wirklich sehr lästig.

Er getraute sich jedoch keinen Einwand mehr zu machen, aus Furcht dann endgültig weggeschickt zu werden. So meinte er nur kleinlaut:

«Wenn es durchaus sein muss, dann werde ich diese drei Stunden schon schaffen.»

«Gut», sagte Monika zufrieden. «Sie können ja immer umkehren, wenn Sie genug haben. Jetzt aber kommen Sie, sonst wird es wirklich zu spät.»

Sie gingen die Bahnhofstraße hinab, der Schnee begann schon zu tauen, auf der Fahrbahn lag er nur noch als aufgeweichter Schmutz. Der Himmel war gläsern, und die Berge, die hier so oft lieblichen Hügeln gleichen, schienen nah, steil und drohend.

«Es riecht nach Schnee», sagte Monika und schnupperte wie ein Hund in der Luft.

An den Hängen zur Linken standen Landhäuser, meist etwas altmodische Villen im Vorkriegsstil. Rechts fielen die Gärten zum See ab; am Ufer hatte sich ein wenig Eis gebildet, das Wasser sah schmutzig und leblos aus, doch wuchs hier viel Schilf, das gelb und warm in der Sonne glänzte. Wildenten setzten im flachen Flug auf das Wasser auf.

Auf einmal dann war über die Straße ein großes Transparent gespannt, auf dem stand zu lesen:

«Juden betreten den Ort auf eigene Gefahr.»

Andreas achtete nicht darauf, es tat ihm nicht wohl und nicht weh, er war an diese aufdringlichen Spruchbänder gewöhnt und fand sie ebenso brutal und hässlich in einer Landschaft wie die Reklameschilder, die zum Kauf von Nähmaschinen oder zum Besuch des Grand Hotels einluden.

Er bemerkte jedoch mit Staunen, dass Monika, die auf dem Weg fast heiter und auch viel gesprächiger geworden war, verstummte und mit niedergeschlagenen Augen vor sich hin blickte. Kränkte das Schlagwort sie? Aber es musste ja jeden stören, der hier zu Hause war, denn niemand lässt sich eine Wohnung gern mit den falschen Meinungen fremder Leute vollkleben.

So sagte er ihr zu Gefallen:

«Schrecklich albern ist das. Also ob irgendein Mensch in der Welt auch nur einen Schritt ohne eigene Gefahr tun könnte.»

Sie nickte, ohne ein Wort zu sagen, er aber setzte lachend hinzu:

«Außerdem ist diese Drohung ja ganz überflüssig. Hierzulande gibts wohl kaum noch Juden. Die haben doch alle längst das Weite gesucht.»

Wie um seine Worte Lügen zu strafen, wurde Monika in diesem Augenblick von einer dicken, hässlichen Frau angesprochen, einer Jüdin unverkennbar, die trotz ihres recht vorgeschrittenen Alters zu ihrem Lodenkostüm ein keckes grünes Hütchen trug.

Andreas ging etwas geniert weiter und lehnte sich in ziemlicher Entfernung an einen Zaun. Er ließ die Schultern, von dem ungewohnten Druck der Skier befreit, nach vorn fallen und spielte, die Finger lässig entspannend, mit seinen schlanken Händen.

Zwei Mädchen gingen vorüber, mit dunklen Hosen und bunten Sweatern angetan; hübsch und lockend blickten sie zu dem Jungen hin. Die eine rief ihm ein neckendes Wort zu, Ablehnung seines untätigen Verweilens, Aufforderung und streichelndes Werben aber in Wirklichkeit. Andreas winkte ihnen zu, ein wenig abwesend und prinzlich, dann schaute er ihnen nach, wie sie langsam, graziös von Natur und plump behindert durch die schweren Schuhe, eng umschlungen weiterschlenderten.

Er hatte nicht übel Lust, ihnen zu folgen, sich zwischen sie zu stellen und sie am Arm zu ergreifen, die Blonde mit den aufgesteckten Zöpfen und die freche Braune mit den weichen Locken. Sie waren die Gefährtinnen seiner Jahre, in ihrer Gegenwart würde er sicher vor allzugroßen Bergtouren und allzu verfänglichen Abenteuern sein. Ein kleiner Skibummel, dort hinauf zu der weißen, spitzen Kapelle, eine kurze Abfahrt über flache, baumlose Hänge war genau das, was er sich von diesem Sonntag versprochen hatte.

Seine Blicke folgten den Mädchen so lange, bis sie auf Monika trafen. Er sah ihr Profil und dasjenige der Frau, mit der sie sprach,

und mit einemmal, als wäre ein Blitz in ihn eingeschlagen, voll Erstaunen und schon ergriffen von einer heißen, wilden Scham über die eigene Blindheit, bemerkte er, wie die beiden sich glichen, die Alte und die Junge, die lächerlich zurecht Geputzte und die fast männlich streng sich Tragende – nur waren die Züge der Fremden vergrößert und durch reichliches Fettpolster verzerrt. Er sah Monika, als wäre es eben zum erstenmal, ihren Kopf, ihr Gesicht mit der starken Nase und der hohen, schmalen Stirn, das eben kein ägyptisches, sondern ein jüdisches war, und er fühlte in seiner schmalen Blondheit die ganze Verantwortung für die Worte des Spruchbandes, für all das Unerhörte, was man diesen Menschen antat, auf sein Herz fallen.

Da kam Monika auf ihn zu, mit zusammengezogenen Brauen und zögernd wollte sie zu sprechen beginnen, bevor sie aber noch ein Wort hatte sagen können, stammelte er ihr erschüttert, verwirrt Unzusammenhängendes entgegen, Erklärung, Entschuldigung, Bereitschaft – sie schien zuerst kaum zu begreifen, dann setzte sie ihre Skier auf den Boden und sah ihn feindselig an.

«Ach, es ist Ihnen erst jetzt klar geworden, dass ich Jüdin bin. Und Sie meinen, es wird Kulturkammern und ähnliche Institutionen genug geben, die mit Interesse feststellen, in welcher anrühiger Gesellschaft Andreas von Cornides seine Sonntage verbringt. Natürlich wollen Sie sich so schnell wie möglich aus dieser schiefen und selbst gefährlichen Situation befreien.»

Er streckte abwehrend die Hände aus.

Nein, das Gegenteil sei wahr; allerdings habe er nichts davon gewusst, aber auch gar nicht danach gefragt; es sei ihm so völlig gleichgültig, zu welcher Religion sich ein Mensch bekenne – nun gut, auch von welcher Rasse er stamme, setzte er unwillig hinzu, als er ihre ablehnend-spöttische Bewegung bemerkte. Es käme doch einzig und allein auf das Menschliche und in ihrem besondern Fall auch auf das Frauliche an, und beides schätze er, trotz ihrer kurzen

Bekanntheit so hoch, sie solle ihn recht verstehen und nicht mit so bösem, verstocktem Gesicht dastehen, als würde sie ihn für den Urheber von all den Greueln halten. Er verabscheue das alles und könne ganz und gar nichts dafür, sie müsse doch wissen, dass er in seiner eigenen Welt lebe und für Politik nichts, aber auch gar nichts übrig habe.

Sie hörte ihm mit großem Ernst zu.

Es sei viel auf das alles zu entgegnen. Dass sie zum Beispiel der Ansicht sei, man könne sich von Politik so wenig fern halten wie von Essen und Trinken, weil eben das ganze Leben, das Leben schlechthin davon abhängig sei. Er möchte sich da auf ihre Erfahrung verlassen, sie könne ein trauriges, ein tödliches Lied davon singen. Aber sie habe keinen Augenblick daran gedacht, dass er nicht wisse, was und wer sie sei. Allerdings müsse sie ihn hier gleich zurechtweisen, denn an ihren menschlichen und auch fraulichen Qualitäten zweifle sie nicht im Geringsten und weder eine Partei noch eine Nation auf der Welt könnten sie ihr absprechen – «man kann uns töten, Andreas, aber brechen nicht» –, jedoch sehe sie nun, dass er unwissend in eine Gefahr gelaufen sei, von der sie gedacht hatte, es wäre sein schöner und freier Wille gewesen, sie auf sich zu nehmen. Überdies habe sie seinen vermeintlichen Mut auch noch missbraucht, denn sie werde von der Gestapo – «Geheimen Staatspolizei, Andreas!» – gesucht, wegen politischer Delikte, wegen Landesverrats vielleicht, so genau könne man dies nicht wissen und sie habe sein harmloses Aussehen als eine Art Schild oder Tarnkappe benützt, um die Menschen glauben zu machen, es handle sich bei ihrer Unternehmung um eine Skitour und nicht, was es eben in Wirklichkeit sei, um eine Flucht.

«Jetzt machen Sie aber, dass Sie fortkommen!», rief sie zornig.

Er nahm mit hellem Trotz in seinen Augen die Skier auf und drängte Monika zum Weitergehen:

«Ich begleite Sie bis zur Grenze», sagte er fest, «und kein Teufel wird mich daran hindern.»

«Ach, Andreas, Sie kennen den Teufel nicht», sagte sie spottend, doch da sie die Entschlossenheit in seinen Worten spürte, widersprach sie nicht mehr und ging, ohne ihn anzusehen, mit einem fast glücklichen Lächeln neben dem Jungen her.

III.

Je mehr sie sich den Bergen näherten, desto heftiger wehte der Südwind. Schwere, schneebringende Wolken schoben sich am Westhimmel heran. Andreas und Monika hatten bald die große Straße verlassen, waren erst über verschneite Feldpfade und später auf einem breiten Waldweg immer weiter nach Süden gekommen. Sie sprachen nicht viel, hin und wieder ein paar Worte, die sich im großen Raum verloren, so nur hingeworfen, dass der eine die Gegenwart des andern fühlte; aber sie wussten beide, dass das schnelle Gehen dem eigentlichen Gespräch, das in ihnen wartete, feindlich war, und sie bemerkten zufrieden, dass sie zusammen schweigen konnten.

Ab und zu zeigte Monika auf etwas, das ihr gefiel; auf einen besonders breit gewachsenen Baum, auf ein merkwürdig bizarres Gesträuch, auf einen Hasen, der mit braunen Läufen und weißem Hinterteil über den Weg lief, auf ein paar große, dunkle Vögel, die ohne Flügelschlag über dem Tal schwebten. Ganz selten begegneten ihnen Menschen, einmal ein Förster und zwei oder drei Bauern, aber die Skiläufer waren wie vom Erdboden verschwunden. In den Bäumen orgelte es, rauschte und wehte mit ähnlichem Ton, mit dem die Nordsee an den flachen Strand schlägt. Der Schnee war pappig geworden, es ging sich nicht leicht, man musste bei jedem Schritt

den Fuß mit Gewalt hochziehen und bei einer kurzen Pause, während sie die Jacken in den Rucksäcken verstaute, sah Monika, dass Andreas um die Nase herum blass geworden war. So früh schon kam die Müdigkeit über das zarte Flachlandskind, vielleicht auch bangte er vor der Einsamkeit und den vielen Geräuschen des Windes. Sie zog aus ihrer Tasche ein Stück Schokolade und steckte es ihm in den Mund. Als aber beim Weitergehen sein Schritt immer schwerer und langsamer wurde, nahm sie ihm mit sanfter Gebärde, trotz seines heftigen Widerspruchs, die Skier ab. Sie trug jetzt beide Paare auf ihren kräftigen Schultern, während er mit zwei Stöcken in jeder Hand, brummend und scheltend, doch sichtlich erleichtert neben ihr herstapfte.

Er war rechtschaffen müde, und wenn er nicht im Geheimen Angst vor ihrem zornigen Gesicht gehabt hätte, würde er eine Rast – eine halbstündige nur – in dem letzten Dorf, durch das sie kamen, vorgeschlagen haben. Ein einladender Gasthof stand am Weg, doch wahrscheinlich war es nicht tunlich einzukehren, wenn man sich auf der Flucht befand, und Andreas stellte seufzend fest, dass er nicht wusste, wie man sich in einer so ungewöhnlichen Situation zu verhalten habe. Niemals vorher war es ihm recht ins Bewusstsein gedrungen, dass er im Äußerlichen das Leben eines wohlbehaltenen Bürgers geführt hatte, ja, zum Kummer seines Vaters war er nicht einmal ein «rechter Junge» gewesen – er las weder Karl May, noch wollte er Kutscher werden, der Wilde Westen lockte ihn ebensowenig wie ein Fußballkampf. Jede Empörung hatte sich bei ihm im Geistigen vollzogen; seine ersten Lieben hießen Diotima und Klärchen, seine Gefährten Goethe, Byron und Rilke. Mutterlos herangewachsen, war er halbwüchsig viel durch die norddeutsche Heimatlandschaft gestreift; er liebte die große Ebene, das schmale Land unter dem ungeheuren, wolkentragenden Himmel, das graue, immer gebrochene Licht, das jeden Baum und jedes Haus ins Plastische steigert, die silbrig flimmernde Luft über den grünen

Wiesen, über die man laufen, bis ans Ende der Welt laufen und so gut dabei denken kann. Da geht dann ein Mensch, ein zarter, blasser Junge allein an gegen eine Weite, die hier beginnt und niemals endet, aufrecht gegen die westlichen Winde, die salzig das nahe Meer verkünden, findet nichts, woran sein Auge sich halten kann, als Ebene und Himmel, riesigen, wölbenden Himmel, und sucht in dieser Welt, die kaum besteht, und in dem eigenen, laut klopfenden Herzen nach Sinn und Wert. Kein Berg, kein Höhenzug begrenzt, lässt Maß und Form fühlen, kein südlicher Glanz verführt zum Irdischen. In dieser Öde, diesem Auf-sich-gestellt-Sein gibt es nur zwei Entscheidungen. Eine harte, nüchterne, praktische sozusagen, die in dem kaum Vorhandenen auf jeden Fall die Materie festhält und sie an sich bindet, und eine überschwänglich Mystische, die den Tod dem Leben gleichsetzt, das Unsichtbare dem Sichtbaren, die das Drüben mit dem gefährlich-süßen Schmelz verklärt, der dem Hiesigen mangelt. Oder man wählt nicht lange, sondern teilt das Ich zwischen der Forderung der Stunde und dem Rausch der Gedanken, wird ein Bürger, gesittet, verhalten, wie die Kaufleute in den Hansestädten, unauffallend, höflich, beflissen gegenüber den Mitmenschen, und behält sich das Reservat der Gottesnähe für den Privatgebrauch vor. Hat man dann freilich noch eine besondere Gabe mitbekommen, wie Andreas, dann muss man eines Tages doch ausbrechen aus dem allzu simplen Leben und dem Ruf folgen; dann gelingt es nach harten, zähen Kämpfen den soldatischen Vater zu überzeugen, dass man ein Künstler ist und nichts weiter. Aber zum Schluss willigt man ein, sich wenigstens den germanistischen Dokortitel zu holen, auch wenn man selbst nicht viel davon hält; wenigstens verschafft das Studium ein paar Jahre Unabhängigkeit, und in ihnen muss der junge Ruhm gefestigt sein, den man begehrt und ersehnt wie nur je einer der Offiziersvorfahren den Lorbeer der ersten Schlacht.

Andreas zerbrach sich den Kopf nicht darüber, ob Monika Erfahrung in Flucht und Abenteuer, Schleichwegen und geheimen Grenzübergängen hatte. Er vertraute ihr blind. Besaß sie doch jene große, innere Sicherheit, die manche Menschen nach harten Schlägen unangreifbar scheinen lässt, die tiefe, fast erstarrte Ruhe, die nur diejenigen kennen, welche mit dem Tod auf Du und Du stehen, die nichts mehr zu verlieren und kaum noch zu hoffen haben. Der Junge glaubte an den Stern dieser Frau, die er so wenig noch kannte. Es gibt Menschen, deren Leben nach besonderen, ehernen Gesetzen verläuft und – wenn auch auf einer unfassbaren Höhe – immer noch einen Sinn enthält, während bei anderen alles willkürlich, zerflattert, untragisch, aber auch ohne jedes Glück sich abspielt. Niemals zuvor war er jemandem begegnet, der in ihm so stark den Eindruck geweckt hatte mit dem Schicksal verbunden zu sein. War sie nicht Antigones Schwester, im Leiden ebenso wie im maßlosen, liebenden Handeln? Und er folgte ihr, ohne zu fragen, ob dieser Weg an die Grenze, ob Monikas Stern ihm selbst Glück oder Unglück bringen würde.

Es hatte, noch während sie innerhalb der Häuser gingen, langsam begonnen, mit großen Flocken zu schneien; auf der freien Straße packte der Wind sie an, trieb ihnen kalten, nassen Schnee in ihre heißgelaufenen Gesichter, und Andreas, der die Jacke nicht schnell genug anhatte, fühlte ein unangenehm feuchtes Gefühl im Nacken. Zum erstenmal dachte er daran, dass er den Rückweg ja allein zu machen hatte, und dieser Gedanke versetzte ihn auch sogleich in lähmende Furcht; wie konnte er Müdigkeit, Abfahrt, Schneesturm, Kälte, Verirren ohne Monika bestehen? Er war ein armseliger Stümper in der Schneelaufkunst, dem wohl ab und zu am bekannten Hügel ein flacher Stemmbogen gelang, der jedoch bei allen Geländefahrten mehr am Boden lag, als dass er auf den Beinen stand.

Wie wenn er laut gedacht hätte, gab sie plötzlich die Antwort:

«Jetzt ist es genug. Sie waren so lang ein braver Begleiter, hier müssen Sie umkehren, im Wirtshaus eine warme Suppe essen und auf das Postauto warten, das Sie zum Bahnhof zurückbringt.»

Er verlangsamte seinen Schritt und wischte mit dem Handrücken über die tropfende Nase. Es war paradiesisch schön, sich das vorzustellen: Einen warmen Saal und eine dampfende Suppe, Rauch von Zigaretten und trockene Kleider und nicht mehr das Heben und Senken der Beine, keine Skier mehr auf den Schultern, keine Nässe mehr auf der Haut, keinen Wind in den Lungen und das sichere Wissen, zu früher Abendstunde zu Hause zu sein, in seinem Zimmer auf der Couch zu liegen, Cognac und Kuchen zu sich nehmend, ein wenig lesend, zwischen Schlafen und Wachen des vergangenen Tages gedenkend, Monikas – ja Monikas –, aber wo hatte er sie dann zu suchen, kämpfte sie noch gegen den Sturm, war es ihr gelungen die Grenze zu überschreiten, hatte man sie verhaftet, saß sie in einer Hütte, lag sie in einem Bett oder vielleicht gar im Schnee, gehetzt, ermattet, erfroren am Ende?

«Darf ich nicht mitkommen?», keuchte er und schämte sich der eigenen Unentschlossenheit.

Sie hörte die wohl, aber zu sehr saß der Wunsch in ihr fest, ihm ihre Geschichte zu erzählen.

«Sie können bei diesem Wetter auf keinen Fall von oben zurück, das schaffen Sie nicht allein – doch ich komme auch nicht über den Kamm, ein bisschen Schnee wäre gut gewesen, aber in dem Gestöber sieht man die Hand vor den Augen nicht; da kann ich es nicht riskieren, einer Grenzpatrouille in die Arme zu laufen. Ich habe den Schlüssel zu einer Hütte in der Tasche, dort bleibe ich über Nacht. Doch ich fürchte, dass man Sie als vermisst ausschellen wird, wenn Sie am Abend nicht zurück sind, und dann habe ich mir die Bande erst recht auf den Hals gehetzt.»

Er lachte.

«Ich kann eine Woche wegbleiben, ohne dass sich ein Mensch beunruhigt. Es gehört nicht zu meinen Gewohnheiten, Zimmervermieterinnen zu versprechen, wann ich zurück sein werde.»

«Niemand regt sich auf, wenn Sie morgen früh nicht in Ihrem Bett liegen?»

«Ich bleibe oft unterwegs bei Freunden.»

«Dann ist es gut. Sie können bis morgen früh oder bis übermorgen, wenn das Wetter anhält, bei mir sein und abfahren, wenn es wieder schön geworden ist. Proviant habe ich genug. Aber ich weiß gar nicht, ob Sie das wollen.»

Da war ihm, als wische eine Hand die lockenden Bilder der Faulheit und des Nachgebens weg, und er sah nur noch ihre traurigen, grauen Augen.

«Natürlich will ich.»

Er ging jetzt wieder schneller, und sie sagte beruhigend:

«In einer kleinen Stunde sind wir oben. Dann bekommen Sie Tee und Zigaretten und dürfen erst einmal richtig ausschlafen.»

Diese «kleine Stunde», von der Monika untertreibend gesprochen hatte, denn sie brauchten in Wirklichkeit eine halbe mehr, bis sie an der Hütte waren, dehnte und reckte sich für Andreas in Minuten, in Schritte, qualvolles Ankämpfen gegen den Wind, gegen eine böse, gewaltige Macht, die aus den Tannen brauste und in schweren Schlägen sein weiches, nur ungenügend durch eine Baskenmütze geschütztes Haar überschüttete, die ihn peinigte und allen Willens beraubte.

Die Skier, diese elend langen, unschmiegsamen Latten, saßen jetzt festgeschnallt an seinen Füßen, die sich aufwärts schoben, schleiften in den breiten Spuren des Hohlweges. Nachdem sich herausgestellt hatte, dass er keine Seehundsfelle besaß, wurden ihm die von Monika untergebunden; sie stieg ohne diese Hilfe, mit etwas Wachs, leicht, gleichmäßig, sicher; in den wenigen Atempausen des

Sturmes, wenn die Flocken von seinen schmerzenden Augen getaut waren, sah Andreas sie vor sich, hörte ihre aufmunternde, lockende Stimme.

Dann biss er die Zähne zusammen und rang sich neue, immer neue Schritte ab.

Es geschah, dass er langsam das Bewusstsein für den eigenen, schmerzenden Körper verlor, für die Lage, in der er sich befand; es überfiel ihn leise Übelkeit, Schwindel, die ersten Anzeichen eines Brechreizes, Zusammenkrampfen des Magens wie auf einem schlingernden Schiff. Merkwürdig deutlich roch er den Mischmasch von Knoblauch, Maschinenöl und Teer, das ihn einmal auf der Überfahrt von Palermo nach Neapel krank gemacht hatte. Wie damals empfand er Durst, die Zunge klebte am Gaumen, und er wünschte sich jenes südlich-süße Getränk Grenadine, aufgefrischt durch eisgekühlten Sprudel. Er bekam es hier so wenig wie einst, stattdessen nahm der Druck in Kopf und Magen zu, er wusste nicht mehr, ob die Luft ihm von innen oder von außen weggerissen wurde, auf jeden Fall bekam er zu wenig in die Lungen oder Falsches. Ja, das war es wohl, ein fremder, zum Atmen ungeeigneter Stoff, ein schwer bekömmliches, vielleicht giftiges Gas – so hatte er sich getäuscht mit dem Schiff, dem Öl und dem Knoblauch, und das Rauschen stammte nicht von Sturm und Wellen, sondern es war das Brausen, Dröhnen, Krachen, Heulen, die vielfältigen Geräusche des Krieges, erzeugt von Flugzeugen, Granaten, Maschinengewehren, und er selbst, Andreas – oh, wie gut begriff er, dass er träumte, und hatte doch das seltsam-bittere Gefühl der Wirklichkeit dabei –, lag irgendwo in einem aufgeweichten Graben, hingeduckt an eine bebende, zerfressene Erde, und es war Nacht, aber am Horizont brannte eine Stadt, riesenhafte Flammen schlugen zum Himmel, färbten ihn orange, gelb, rot, grau, bis er in eine schwarze, sternentragende Kuppel überging. Andreas hörte Keuchen und Stöhnen, er wusste nicht, ob es von ihm selbst kam, ob von dem